

Zeit

Wo bleibt die Zeit?

Alltäglich hört man Mitmenschen, die sich über Stress beklagen, die etwas nicht erledigen konnten oder zu etwas nicht mehr gekommen sind und denen die Zeit davonläuft. Manche leiden sogar am Burnout-Syndrom. Allen ist eines gemein: Die fehlende Zeit. Doch wo ist die Zeit hin? Haben wir nicht eigentlich mehr Zeit als noch vor 60 Jahren?

Was Zeit letztlich begrenzt, ist der Tod, der ist gewiss. Doch was führt zum Tod? Die häufigste Todesursache in *einkommensstarken* Ländern sind Erkrankungen der Herzkranzgefäße (koronare Herzerkrankungen), gefolgt von Schlaganfällen bzw. andere die Blutgefäße des Gehirns betreffende Erkrankungen und gefolgt von Luftröhren- und Lungenkrebs (WHO, 2004). Allerdings sterben wir in der Regel erst nach einem immer längeren Leben. In *einkommensschwachen* Ländern sind die häufigsten Todesursachen hingegen Infektionen der Atemwege, Herz- und Durchfallerkrankungen und HIV/AIDS.

Dank besserer Gesundheitssysteme, gesünderer Ernährung und hygienischer Lebensumwelten, ist die Lebenserwartung in reichen Ländern deutlich höher als in ärmeren. Ein 2008 in Deutschland geborenes Kind hat eine Lebenserwartung von 80,2 Jahren, ein in Simbabwe geborenes Kind lebt durchschnittlich nur halb solange! Die Lebenserwartung bei Geburt ist seit 1990 in Deutschland um 4,8 Jahre gestiegen; in Simbabwe ist sie im gleichen Zeitraum um 20 Jahre gesunken: die Folge der katastrophalen wirtschaftlichen und politischen Entwicklung sowie dem dramatisch angestiegenen Anteil an HIV-Infizierten. Vergleicht man 155 Länder über den Zeitraum vom Jahr 1800 bis zum Jahr 2000 (vgl. Grafik), so zeigt sich, dass Wirtschaftswachstum und damit steigendes Pro-Kopf-Einkommen positiv mit der Lebenserwartung korreliert ist. Wirtschaftswachstum kann auch helfen, die Kindersterblichkeit in Entwicklungsländern zu senken – eines der 8

Millenniumsziele. Schließlich lassen sich die meisten Krankheiten, die zum Tod von Kindern führen, bereits mit einfachen Gegenmaßnahmen, wie mehr Hygiene, vermeiden. Richtig eingesetzte Mittel und Investitionen z.B. in Bildung können sowohl Wachstum stimulieren als auch die Lebenserwartung erhöhen.

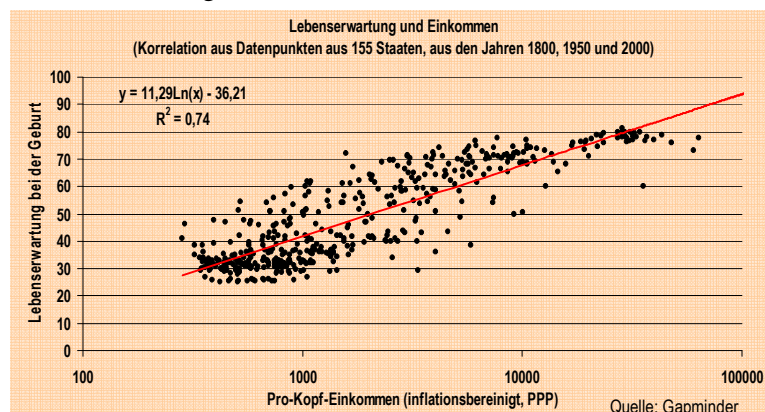
Unser Zeitproblem in Deutschland speist sich offensichtlich aus anderen Quellen als in armen Ländern. Die Lebenserwartung ist in den letzten Jahren regelmäßig angestiegen. Die wöchentliche Arbeitszeit eines Beschäftigten hat in den letzten knapp 60 Jahren um 10 Stunden pro Woche abgenommen: Die durchschnittliche Wochenarbeitszeit beträgt 38 Stunden (IAB, 2009). Die Zahl der Urlaubstage ist gleichzeitig von 12 Tagen (1950) auf

rund 31 Tage (2010) angestiegen. Mehr Freizeit bedeutet offensichtlich dennoch nicht zwangsläufig weniger Stress. 10 Prozent der Deutschen fühlen sich immer gestresst (TK, F.A.Z.-Institut, 2009), 72 Prozent gelegentlich. Die Erfahrung, dass mehr Freizeit mehr

Stress bedeuten kann, machen auch Bachelor-Studenten. Durchschnittlich arbeiten sie nur 26 Stunden für die Uni/FH, gut ein Viertel sogar nur 20 und weniger Stunden (Metzger, Schulmeister, 2010). Dass viele Studenten sich trotz des geringen Lernaufwands gestresst fühlen, liegt aber wohl eher an einem schlechten Zeitmanagement und an ungünstigen Stundenplänen, die eine effiziente Zeitznutzung erschweren.

Die Zeit verläuft für alle (objektiv) gleich schnell, wenn man sie mit der Uhr misst. Subjektiv sieht dies dann ganz anders aus – wer kennt dieses Phänomen nicht. Aber mit effizienterer Zeitznutzung alleine ist das Problem nicht gelöst. Es kommt nicht nur darauf an, was man macht, richtig zu machen (Effizienz), sondern auch das Richtige (Effektivität) zu tun. Mit anderen Worten, sich Zeit nehmen, um herauszufinden welche Ziele wichtig sind, kann helfen, die verlorene Zeit und die Zeitdiebe zu finden.

Der Beitrag wurde mit Unterstützung von Frau Anuschka Van Damme (22 Jahre) geschrieben.



Ehrenamt

Der Glaube versetzt Berge!

Rund ein Drittel der deutschen Bevölkerung (34,3 Prozent) engagiert sich für einen politischen, sozialen oder gesellschaftlichen Zweck. Neuere Untersuchungen belegen nun, dass sich religiöse Menschen häufiger und intensiver engagieren als konfessionslose. Welche Bedeutung hat die Religion, die Konfession, der Glaube beim Ehrenamt und welche Schlussfolgerungen lassen sich daraus ziehen?

In Zeiten von wirtschaftlichen Krisen steigt auch immer die Sorge um das soziale Gefüge der Gesellschaft. Dabei rückt auch das bürgerschaftliche Engagement mehr und mehr in den Fokus wissenschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Diskurse, wie zum Beispiel die Berufung einer Kommission der Bundesregierung zur Erarbeitung des „Ersten Engagementberichts“ dokumentiert. Zahlreiche Analysen und Datenerhebungen dokumentieren das wissenschaftliche Interesse. Neben dem Bericht der Enquetekommission „Bürgerschaftliches Engagement“ (2002) gibt es eine ausführliche Analyse vom Wissenschaftszentrum Berlin „Bericht zur Lage und den Perspektive des bürgerschaftlichen Engagements in Deutschland“ (2009), der unter anderem den Freiwilligensurvey auswertet. Spannend ist es, den Einfluss der Religion auf das ehrenamtliche Engagement in Deutschland dabei genauer anzusehen. Die Wurzeln ehrenamtlicher Arbeit finden sich im Neuen Testament im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter (Lk. 10, 29-37).

In anderen Ländern wurde diese Fragestellung bereits eingehend untersucht. In der Schweiz sind potenzielle Kirchgänger überproportional häufig ehrenamtlich tätig (Gfs-Forschungsinstitut, 2001). Ähnliche Studien in den USA kamen zum Ergebnis, dass religiöse Protestanten im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen überproportional häufig zivilgesellschaftlich engagiert sind. Dieser Trend lässt sich nun auch für Deutschland feststellen. Laut einer Studie von Traunmüller (2009) auf Grundlage der Daten des Sozio-ökonomischen Panels (SOEP) wirken sich die subjektive Religiosität sowie die öffentliche religiöse Praxis positiv auf das soziale Engagement in Deutschland aus. Religiöse Menschen sind folglich im Vergleich zu konfessionslosen Mitbürgern häufiger ehren-

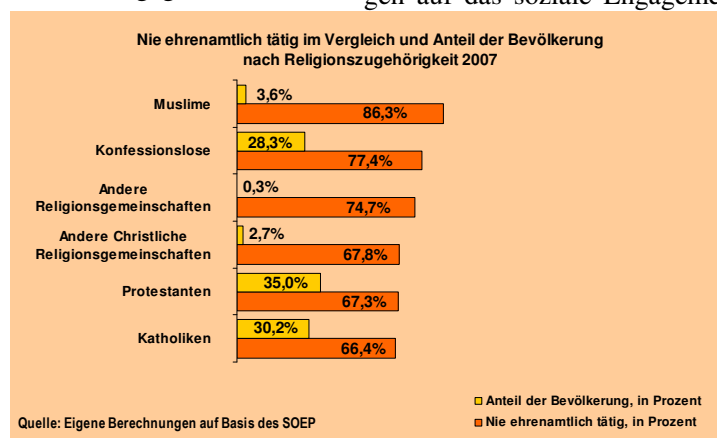
amtlich tätig, wenngleich Unterschiede zwischen den verschiedenen Konfessionen und Religionsgruppen bestehen. Insbesondere die beiden großen christlichen Konfessionen in Deutschland scheinen ihre Mitglieder vermehrt zu sozialem Engagement bewegen zu können. Je höher die persönliche religiöse Überzeugung, desto wahrscheinlicher ist gemeinnütziges Engagement. Katholiken und Protestanten, die ihrem persönlichen Glauben eine bedeutende Rolle einräumen, sind mit einer Wahrscheinlichkeit von 32 bzw. 39 Prozent ehrenamtlich aktiv. Dagegen sind Katholiken, für die der Glaube keine Rolle spielt, mit einer Wahrscheinlichkeit von 13 Prozent bereit, sich sozial zu engagieren. Bei den Protestanten sind es 11 Prozent.

Auch die öffentliche religiöse Praxis hat Auswirkungen auf das soziale Engagement. Ein Protestant, der nie den Gottesdienst besucht, ist mit einer Wahrscheinlichkeit von 16 Prozent bereit, ein Ehrenamt zu übernehmen. Bei einem wöchentlichen Gottesdienstbesuch steigt die Wahrscheinlichkeit hingegen auf 59 Prozent. Bei Katholiken erhöht ein wöchentlicher Kirchengang die Wahrscheinlichkeit ein Ehrenamt zu übernehmen um 6 Prozentpunkte (25 Prozent).

Eine eigene Auswertung des SOEP (vgl. Grafik) belegt den Einfluss der Konfession. Das soziale Engagement von konfessionslosen Mitbürgern ist im Vergleich zu den großen christlichen Konfessionen eher gering. Konfessionslose Bürger sind zu 77,4 Prozent nie ehrenamtlich aktiv. Bei Katholiken liegt der Anteil nur bei 66,4 Prozent, ähnlich wie bei den Protestanten (67,3 Prozent). Das geringe ehrenamtliche Engagement der muslimischen Gemeinschaft (86,3 Prozent engagieren sich nie) ist vermutlich auf die schlechte Integration in die gesellschaftlichen Strukturen zurückzuführen.

Die christlichen Religionen spielen trotz mancher Kritik und trotz Kirchenaustritten weiterhin eine wichtige Rolle bei der Gestaltung der Gesellschaft – nicht nur, aber auch beim ehrenamtlichen Engagement. Der positive Einfluss von Religion gerade in Zeiten, in denen Religion mit überkommenen Traditionen und Fundamentalismus in Verbindung gebracht wird, ist eine gute Nachricht.

Dieser Beitrag wurde verfasst von Sara Montazeri, 29 Jahre, Studium in Jura und Politikwissenschaften.



Erziehung

Ein Trend zur Ehrlichkeit

„Ehrlich sein: Einsam sein“ (Max Frisch), gilt heutzutage nicht mehr. Ehrlichkeit und Familie samt Geborgenheit sind vielen Deutschen immer wichtiger geworden. Das Vertrauen in die Politik ist zeitgleich stark gesunken. Die wirtschaftlichen und politischen Krisen rücken den Mitmenschen wieder stärker in den Fokus, so das Ergebnis einer aktuellen Umfrage der Stiftung für Zukunftsfragen (2010).

Ehrlichkeit bedeutet Aufrichtigkeit, Fairness, Anständigkeit oder auch Zuverlässigkeit. Beinahe antiquiert wirken solche Werte; standen doch ganz oben auf der Liste der gewünschten Erziehungsziele noch vor einigen Jahren Selbstvertrauen und Selbstständigkeit. Zwar sind diese Ideale geblieben, doch sind andere hinzugekommen: Im

Jahr 2010 sind Ehrlichkeit und Verlässlichkeit auf den ersten Plätzen der Erziehungsziele zu finden (Stiftung für Zukunftsfragen, 2010). Sogar „Anstand“ findet sich unter den Top Ten.

Während vor einigen Jahrzehnten noch die Selbstverwirklichung durch Erreichen ei-

gener Ziele und Wünsche im Vordergrund stand, werden heute wieder altbewährte Werte als Orientierung herangezogen. Für 80 Prozent der Deutschen ist Sicherheit besonders wichtig. Freiheit nennen 64 Prozent. Dass die Sicherheit der Freiheit den Rang abläuft, wäre bedenklich, wenn dies gleichbedeutend wäre damit, Sicherheit und Vorsorge in die Hände des Staates legen zu wollen. Dies ist jedoch nicht der Fall: Viele Bürger stehen der Politik mit tiefem Misstrauen gegenüber. 90 Prozent der Wähler glauben, dass Politiker nicht mehr ehrlich seien.

Stattdessen suchen mehr und mehr Deutsche Halt und Kraft in ihren Netzwerken. Man müsse zusammenrücken und sich gegenseitig helfen, sagen 88 Prozent. Egoismus sollte zugunsten des Zusammenhalts eingeschränkt werden. Dies findet einen Ausdruck im wichtiger werdenden Einsatz für Freunde (55 Prozent), Verwandte (52 Prozent) oder Nachbarn (33 Prozent). Der Partner, die Familie und die Nachbarn spielen eine viel größere Rolle für das eige-

ne Wohlbefinden als noch vor 7 Jahren. Dieses Engagement ist jedoch nicht altruistisch: 52 Prozent der Deutschen erwarten von ihrem Gegenüber ebenfalls einen Beitrag: „Wie du mir, so ich Dir.“

Schutz und Geborgenheit wird immer mehr in der Familie gesucht. Für 90 Prozent der Deutschen ist die Familie das Wichtigste im Leben. Eine Möglichkeit zur Selbstverwirklichung sehen 74 Prozent darin, zu heiraten, eine Familie zu gründen und mit ihr zu leben. Der Familie – so sieht es die Mehrheit der Deutschen – kann man vertrauen.

Ebenso nimmt das Vertrauen, das man Menschen insgesamt entgegenbringt, zu. Waren im Jahr 2000 noch 36 Prozent der Meinung anderen Menschen vertrauen zu können, so sind dies zehn Jahre später 56 Prozent. Im Westen ist das Vertrauen in die Mitmenschen noch etwas größer als im Osten. Auch für Führungskräfte in Unternehmen ist „Wahrhaftigkeit“ schon länger eine der wichtig-

sten Kompetenzen (Akademie der Führungskräfte der Wirtschaft, 2003). Eine Studie des Herrstein Instituts für Management und Leadership (2009) bestätigt diese Bedeutung und betont, dass Manager einer unternehmensethischen Führung einen hohen Stellenwert beimessen.

Besonders wichtige Erziehungsziele			
1982	1996	2000	2010
1. Selbstvertrauen	1. Selbstvertrauen	1. Ehrlichkeit	1. Ehrlichkeit
2. Selbstständigkeit	2. Selbstständigkeit	2. Selbstständigkeit	2. Verlässlichkeit
3. Lebensfreude	3. Ehrlichkeit	3. Selbstvertrauen	3. Hilfsbereitschaft
4. Ehrlichkeit	4. Lebensfreude	4. Lebensfreude	4. Selbstvertrauen
5. Aufgeschlossenheit	5. Kontaktfähigkeit	5. Aufgeschlossenheit	5. Selbstständigkeit
6. Kontaktfähigkeit	6. Aufgeschlossenheit	6. Kontaktfähigkeit	6. Anstand
7. Fröhlichkeit	7. Pflichterfüllung	7. Fröhlichkeit	7. Verantwortung
8. Toleranz	8. Fleiß	8. Fleiß	8. Fleiß
9. Kritikfähigkeit	9. Höflichkeit	9. Höflichkeit	9. Gerechtigkeit
Quelle: Stiftung für Zukunftsfragen, 2010, eigene Darstellung			

Unter einer integren bzw. wirtschaftsethischen Führung wird dabei insbesondere eine glaubwürdige Führung verstanden, was bedeutet, dass man sein Wort hält bzw. seinen Worten Taten folgen lässt. Die befragten Führungskräfte erwarten, dass integrires Handeln in Zukunft weiter an Bedeutung gewinnen wird. Sowohl in breiten Teilen der Bevölkerung als auch bei Führungskräften der Wirtschaft ist also ein Trend hin zu mehr Integrität und Ehrlichkeit beobachtbar. Neben der Erziehung, die auf der Individualebene ansetzt, um unmoralisches Handeln zu verhindern, gehört auch eine verstärkte Einbindung von Unternehmens- und Wirtschaftsethik in die Wirtschafts- und betriebswirtschaftlichen Studiengänge zu einer Erfolg versprechenden Maßnahme.

Dieser Beitrag wurde von Frau Anuschka Van Damme, 22 Jahre, Studentin im Studiengang „Philosophy and Economics“ in Bayreuth, verfasst.

XXIII. Wirtschaftsethisches Forum 2010

Nachhaltiges Wachstum

Das jährlich von der Evangelischen Akademie zu Berlin, der Katholischen Akademie in Berlin und dem Institut der deutschen Wirtschaft Köln veranstaltete Wirtschaftsethische Forum erfreute sich auch in diesem Jahr wieder großer Beliebtheit. Über 200 Interessierte hatten sich angemeldet und 150 Teilnehmer konnten mit hochrangigen Podiumsgästen über „Wirtschaftswachstum um jeden Preis“ diskutieren.

Wachstum ist der sozialverträglichste Weg aus der Schuldenkrise. Nur über Gewinne können Unternehmen langfristig Beschäftigung für Arbeitnehmer, Zulieferer und Dienstleister sicherstellen und somit zum sozialen Zusammenhalt der Bevölkerung beitragen, betonte das Vorstandsmitglied der Bayer AG, Dr. Pott. Daher versuche sein Unternehmen den großen Megatrends wie demografischer Wandel und Klimawandel durch die Entwicklung innovativer und nachhaltiger Produkte zu begegnen.

Prof. Hüther verdeutlichte in seinem Rückblick auf die Wirtschaftsgeschichte, dass Wirtschaftskrisen und Stagnation kein neues Phänomen sind. Bereits in der vorindustriellen Zeit hatte man zum Beispiel mit Agrarkrisen (Teuerungs- und Hungerkrisen) und Spekulationskrisen zu kämpfen. Die Tulpenmanie im 17. Jahrhundert ist die erste gut dokumentierte Spekulationsblase der Wirtschaftsgeschichte, die am 7. Februar 1637 platzte. Beim Warenhandel, bei Finanzierungsinstrumenten, im Wechselverkehr oder auch beim Handel mit Staatsschuldtiteln sind immer wieder Spekulationskrisen aufgetreten oder zu erwarten. Im Laufe der Zeit ist der Zusammenhang von Handelskrisen und wirtschaftlicher Entwicklung jedoch enger und globaler geworden. Technischer Fortschritt erfordert laufend höhere Kapitalvorschüsse, die nur bei der



Erwartung steigender Absatzpreise fließen. Enttäuschte Absatzerwartungen – wie bei der Immobilienkrise auch – lassen Preise fallen und Kredite faul werden. Die Folgen sind und waren Fabrikschließung und Arbeitslosigkeit. Solche zyklischen Krisen sind bei regionalen Auswirkungen als Anpassungsschübe im Strukturwandel unvermeidbar und auch akzeptiert. Bei großen systemischen Risiken hingegen ist die Politik gefordert, den Schaden zu begrenzen. Allerdings jeweils mit dem Ziel wieder auf einen höheren Wachstumspfad zu gelangen. Wachstum kann dabei quantitativ oder qualitativ sein, beides dient letztlich der Wohlfahrtsmehrung. Dabei sind eine größere Anpassungsfähigkeit der Wirtschaftsordnung und eine höhere Risikoakzeptanz der Individuen durch die Globalisierung und den starken Standortwettbewerb gefordert.

Prof. Binswanger machte in seinem Vortrag dann deutlich,

dass es durch diese Beschleunigung zu „Tretmühlen des Glücks“ gekommen sei. Jeder einzelne müsse für sich prüfen, ob nicht weniger manchmal mehr sei. Nach zwei anregenden Podiums- und Plenumsdiskussionen im Anschluss an die Vorträge waren sich die Podiumsteilnehmer am Ende der Veranstaltung zumindest insoweit einig, dass Wirtschaft und Politik gemeinsam gefordert sind, wirtschaftliches Wachstum mit der Verantwortung für Gesellschaft und Umwelt in Einklang zu bringen. Eine Gesellschaft ohne Wachstum würde letztlich ihre

sozialen Strukturen einfrieren. Zentrale Gerechtigkeitsforderungen wie Chancengerechtigkeit könnten kaum noch erfüllt werden, da es zu Null-Summenspielen kommt, sprich einer nur soviel gewinnen kann, wie ein anderer verliert. Wachstum eröffnet hingegen Gestaltungsspielräume, auch für Sozialpolitik.

Vorträge und weitere Impressionen zur Veranstaltung finden Sie unter:

<http://www.wirtschaft-und-ethik.de/>